



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Berlin.

1.

Maßregeln gegen die Universitäten. — Die Universitäten haben ihr Loos verdient. — Der Fromme und der Samariter. — Lind-Enthusiasmus. — Erklärung der Berliner Enthusiastinusse. — Sophie Löwe als Lucretia Borgia.

Sie werden auch von der maskirten Studentenschlittenfahrt gehört haben, welche einige Tage lang Berlin in Athem hielt. Als die jungen Leute in buntem Anzug über die Linden jagten, konnte man hier und da officiell lächelnde Gesichter bemerken, welche zu sagen schienen: „Seht, wir geben euch eine anständige akademische Freiheit!“ Und unsere Studenten waren glücklich in einem akademischen Freiheitsgefühl, welches sie als Maske zur Schau tragen durften. Sie haben schließlich auch noch ein Plautinisches Stück in lateinischer Sprache und im alten Costüm aufführen dürfen, aber all' die Freude und all' der Jubel ist ihnen jetzt, noch kurz bevor sie in die Ferien reisen, versalzen worden. Sie haben sich diesen Winter doch durchaus still und wohlgezogen betragen, sie haben nicht, wie im vorigen, stürmische, revolutionäre Studentenversammlungen gehalten, aber die hohe Behörde hat trotz dieses akademischen Friedens jene revolutionären Tendenzen noch nicht vergessen. Unser Cultusministerium bestimmt jetzt, daß jeder Docent verpflichtet werde, von Zeit zu Zeit — wie wir hören, alle drei bis vier Wochen — in seinem Colleg ein Examinatorium anzustellen, um sich zu vergewissern, ob und in wiefern seine Zuhörer ihn verstanden haben, und diejenigen, welche die besten Antworten geben, sollen in jeder Hinsicht bevorzugt und besonders belohnt werden. Wir gestehen offen, daß es kein besseres Mittel gibt, den Universitäten ihren Beruf als Abrichtungsanstalten für den Staatsdienst deutlich zu machen und alle schädlichen, etwa von einer freien Wissenschaft angesteckten Stoffe aus denselben zu vertreiben. Die Universitäten werden durch die Ausführung dieser Maßregel in der öffentlichen Meinung gerade

den Standpunkt erhalten, den sie eigentlich schon lange einnahmen; man wird aufhören, von ihnen mehr zu erwarten, als sie bereits seit langer Zeit gegeben haben, und das junge Volk, welches eine Zeit lang unwillig in den neuen Zaum beißt, wird durch Concil und Relegation zur Ruhe gebracht werden. Die unruhigen Köpfe mögen sich hüten, sich in das Zwangsgehäuse einer Universität zu begeben, der Staatsdienst wird ganz und gar in die Hände der friedlichsten und willfährigsten Menschen gerathen, wie es ein guter Deutscher nur irgend wünschen kann.

Aber das Cultusministerium hat es richtig erkannt, daß eine auf die Studentenschaft angewendete Maßregel noch nicht genügt, die Universitäten auf ihr Maß zurückzuführen. Die Privatdocentschaft gewährt der Ruhe des Staates viel zu wenig Bürgschaft und es haben sich durch dieselbe die lebhaftesten Tendenzen auf preussischen Rathedern geltend gemacht, vide Nauwerck und Bruno Bauer. Hier muß geholfen werden. Man hat das Privatdocententhum bisher als die letzte Stütze der freien Wissenschaft auf unseren Universitäten betrachtet; so ein junger Privatdocent, der den Teufel und einiges Wissen im Leibe hat, dem Alles daran liegt, sich wissenschaftliche Geltung zu verschaffen, ist allerdings geeignet, über den Prinzipien der freien Wissenschaft die historischen Bedingungen des Staates zu vergessen. Das Ministerium hat verordnet, daß alle Privatdocenten, die es von jetzt an vier Jahre sind und unterdeß nicht zum Professor avanciren, aus ihrem Nexus zu der Universität scheiden müssen. Der Staat hat auf diese Art das beste Mittel gewonnen, alle schädlichen Elemente von der akademischen Laufbahn auszuschließen. Die Fragen der Wissenschaft werden nicht mehr hinausgehen über die Endpunkte des bureaukratischen Staates, und sie wird dazu da sein, alle Maximen und Maßregeln zu rechtfertigen, welche dieser für gut hält. Hegel durfte noch auf dem Berliner Ratheder den Constitutionalismus als die vollendetste Staatsform bezeichnen, das wird in Zukunft nicht mehr vorkommen können.

Aber das Wesen, die Idee der Universität wird durch solche Maßregeln, höre ich viele rufen, vollkommen vernichtet. Freilich, den Deutschen pflegt die Täuschung über eine Idee weit mehr zu schmerzen, als die elendeste Wirklichkeit. Aber sind die Universitäten nicht schon längst bloße Abrihtungsanstalten gewesen? Sie werden durch die neuen Rescripte unseres Cultusministeriums nur auf ihren bestimmten Beruf zurückgewiesen, es wird ihnen der Schein der Freiheit genommen, den sie immer gerne zu wahren suchten. Als die Hierarchie noch keinen Riß bekommen, war die Universität Küchenmagd der Kirche, seitdem mit dem Protestantismus der absolute Staat durchgedrungen, ist die Universität die Dienerin des Staates. Die Idee, welche man sich von den Universitäten gemacht hat, ist immer etwas ganz Anderes gewesen, als ihre Wirklichkeit. Mag man nun die Illusion aufgeben

und die Wirklichkeit nehmen wie sie ist. Mag die akademische Jugend aufhören, mit dem Schein einer Freiheit zu spielen, die sie nicht besitzt. Mögen die Hubers, die Hävernicks, die Stahls allgemeiner Universitätstypus werden; wir verlieren dabei Nichts, wir gewinnen nur (?).

Und die preussischen Universitäten bleiben immer noch im Besitze einer großen Freiheit, wenn man nur die richtigen Vergleiche anstellt. Auch die Türkei und andere mohamedanische Staaten, z. B. Bochara, haben eine Art von Hochschulen (Medressen); da sieht man erst, was aus den Universitäten werden kann. Und nirgends ist das Verdummungssystem einer Regierung wohl so grell hervorgetreten, als in Modena und Sardinien, wo noch im Jahre 1825 ein königliches Edict das Lesen- und Schreiben-Lernen jedem, der sich nicht über den Besitz von 1500 Lires (Francs) an Vermögen, und das Studiren jedem verbot, der sich nicht über eben so viel an Renten ausweisen konnte. Vergleichen ist in Preußen unmöglich. Wenn dieser Staat aber durch seine Maßnahmen für das Universitätswesen Aufsehen erregt, so erfüllt er dadurch nur ein Schicksal, welches die deutschen Universitäten sich selbst zuzuschreiben haben. Das Schicksal ihres Servilismus soll erfüllt werden.

Ich will Ihnen eine kleine Geschichte von einem hiesigen Frommen erzählen. Vor einigen Tagen, Morgens früh, tritt ein armer Schneidergeselle, der ganz ohne Arbeit ist, in mein Zimmer und bittet um eine kleine Gabe. Der arme Mensch war in seiner Noth einer frommen Colonie in die Hände gefallen und von ihr mit Gesängen und Tractätchen gesegnet worden. An seine „leiblichen Bedürfnisse“ dachte Niemand, was kommen die in Betracht, wo es darauf ankam, ihn des Himmels theilhaftig zu machen. Aber der Hunger thut gar zu weh und Gebete sättigen nicht. Der Arme faßte den Entschluß, sich an einen Reichen zu wenden, der mit ihm gebetet hatte und sehr liebreich gewesen war. Er kam eben von Demselben zu mir und weinte bitterlich. Was hatte der reiche christliche Bruder gethan? Als der arme Mensch ihm vorgestellt, daß er bei der gegenwärtigen Kälte schon seit drei Tagen nichts Warmes gegessen habe, speisete er ihn mit den Worten ab, er werde sich dadurch des Paradieses besonders würdig machen, denn Adam und Eva hätten im Paradiese auch keine warmen Speisen zu sich genommen. Ich aber, dem das Christenthum beinahe abhanden gekommen, war bestimmt, Samariterdienste zu thun und ich that sie recht gerne. Nur Eins erwäge ich: hat man nicht die Pflicht, solche Tarsüßes, wie ich hier einen entdeckt, öffentlich an den Pranger zu stellen?

Seitdem die Lind ihren Gastrollencyclus geschlossen, hat Fräulein Sophie Löwe einen solchen eröffnet und es schwebt nun die große Frage vor dem Forum des geistreichen Berlin, seiner ästhetischen Theetische

und literarischen Soireen, — welcher Sängerin der Vorzug zu geben? Wer kümmert sich da noch um die Universitätsmaßregeln, um die Landtage, um die deutsch-katholische Bewegung, um die Localvereine: die Löwe und die Lind, diese Sterne des Berliner Himmels, verschweigen alle politischen Wolken. Berlin ist in diesem Punkte noch immer das alte. Es ist noch nicht über seine wunderbaren Extravaganzen, die auswärts so viel Lächeln erregen und doch eine so tiefe Bedeutung in sich tragen, hinausgekommen. Berlin ist eine Stadt, wo die Intelligenz sich zu einer ungeheuren Pyramide zusammengefunden hat, es ist eine Locomotive voll verhaltener Dampfkraft. Die Intelligenz muß feiern, sie hat keine Organe im Staatsleben, es sind ihr die Bahnen, welche sie in England und Frankreich durchläuft, verschlossen, sie geht flaniren unter den Linden und wird blasirt oder sie verkommt in philosophischen Abstractionen und wird pedantisch. Da ist nun ein reisender Virtuose, eine Theatererscheinung, wie die Lind, ganz geeignet, sie in Fluß zu bringen und, weil sie zu großen Resultaten nicht gelangen kann, exaltirt sie sich gegenseitig immer höher hinauf für Nebendinge und läßt ihre bewegende Kraft in Dämpfen eines übertriebenen Weihrauchs verfliegen. Fräulein Lind war die Puppe unserer haute-volée geworden; die Löwe hat viel zu kämpfen, um sich nach einer solchen Vorgängerin geltend zu machen; die haute-volée empfing sie kalt, aber das Publicum jubelte in Erinnerung der Genüsse, welche sie einst demselben verschaffte. Wenn die Stimme der Löwe sich nicht mit derjenigen der Lind messen kann, so muß das Feuer ihres Spieles doch nach der Kälte, welche die Darstellungen der Lind bezeichnete, einen um so tieferen Eindruck machen. Während in der Lind das nordisch-sentimentale Element der Jungfrau ausgedrückt wurde, entwickelt die Löwe den Charakter des vollkommenen, glühend-sinnlichen, von allen Leidenschaften der Liebe bewegten Weibes und die Lucretia Borgia, welche sie uns zeigte, konnte nicht großartiger und wahrer aufgefaßt werden. §.

2.

Uniform der Justizbeamten. — Die Jagd auf die Majestätsbeleidiger. — Laube's Rucoco. —

Unsere Justizbeamten, heißt es, sind der Gegenstand wichtiger politischer Berathungen in höhern Kreisen. Dieselben sollen nämlich — eine Uniform erhalten. Besonders wird darauf gesehen werden, daß jene Beamten, die häufiger mit dem Publicum in Berührung kommen, stets in der noch zu erfindenden Amtstracht erscheinen. Wir möchten die Nachricht gern für eines jener satyrischen Gerüchte halten, von denen unserem Berlin, besonders nach einer großen Enttäuschung, der Kopf zu summen pflegt; allein sie wird von soliden Zeitungen mit allem Ernst mitgetheilt, und außer-

dem sind wir schon gewöhnt, zu sehen, daß die großen ersehnten Reformen bei uns zur Mythe, die kleinen tragikomischen dagegen Wirklichkeit werden. So klein verhältnißmäßig die Unkosten sein mögen, welche die Uniformbeschaffung dem Staat machen wird, so möchten wir doch fragen: Wie wollt Ihr diese unnütze Ausgabe vor Euerem finanziellen Gewissen verantworten? Wäre es nicht gescheidter, wenn Ihr für das Geld ein Paar Tausend Arme kleiden wolltet, wenn Ihr den armen alten Junggesellen von Referendaren, die noch dazu keine Schulden machen dürfen, oder andern schlechtbesoldeten Subalternbeamten eine Erleichterung zukommen ließe? Man braucht nicht dem radicalen Hume nachzueifern, um so zu sprechen. Die kleinste Ausgabe ist Verschwendung, wenn sie so gar keinen Zweck hat. Oder hätte sie doch einen Zweck? Soll sie dazu dienen, den solbatisch-bureaukratischen Schnitt, den Preußen ohnedies hat, ganz zu vollenden? Den Uniform- und Samaschenstolz des echten Berliners von der alten Sorte bis in's Russische zu steigern? Die Sonderung der offiziellen und nichtoffiziellen Preußen, der Beamten und der bloßen platten Unterthanen, bis in's Mandarinenhafte durchzuführen? Damit ja Keiner, beim Anblick eines Richters, auf den Gedanken komme, der sei auch Einer aus dem Volke? — Dazu ist es heutzutage etwas spät. Vor zwanzig Jahren hätte man mit solchen „organischen Schöpfungen“ vielleicht noch etwas ausrichten können.

Eben so sind alle wahrhaft Conservativen beunruhigt durch die unglückselige Zunahme der Anklagen auf Majestätsbeleidigung, bei denen unsere höhern und niedern Beamten sich so eifrig zeigen. Hätten sie dabei die Sache aus dem wahren Gesichtspunkt betrachtet, so würden sie wissen, daß eine Majestät nicht drei- oder viermal in einem halben Jahr beleidigt werden darf. Dergleichen darf gar nicht vorgekommen sein, und, wo es wirklich vorkam, gar nicht oder nur dann zugegeben werden, wenn für die Beleidigung eine ungeheure Satisfaction zu erlangen ist! Mehr über diesen Punkt zu sagen, würde eine Feinheit verlangen, zu der es, trotz aller Censur, ein deutscher Zeitungs-correspondent wie ich noch nicht gebracht hat. Jeder kann sich, wenn er einen Blick auf Schlessien wirft, das Seizige denken.

Was ich über die hiesige Aufnahme des Rococo von Laube zu schreiben habe, könnte einen curiösen Gegensatz bilden zu dem, was in vergangener Woche die Grenzboten über die Aufführung des Laube'schen Stückes in Leipzig mitgetheilt haben. In Leipzig hat das Stück eine rauschend beifällige, und, wie ich aus den Zeitungen sehe, so nachhaltige Aufnahme gefunden, daß binnen sechs Tagen drei Aufführungen bei immer vollem Hause gewesen sind. In der kleinen Stadt! Hier

sieht es anders aus; es müßte sich denn bei der zweiten Aufführung das Blatt gänzlich wenden. Bis jetzt muß man sagen, die Berliner Bühne ist an Rococo gescheitert. Denn so muß es heißen, wenn es sich um ein erprobtes und allgemein als werthvoll anerkanntes Stück handelt. Ein großer Theil des Publicums bei der ersten Aufführung hat das Stück noch gar nicht verstanden, und der Beifall, welcher gespendet, am Ende auch bis zum Hervorruf gesteigert worden ist, galt bloß Nebensachen und einzelnen Scenen. Die Capitale der Intelligenz hat das Schicksal erfahren, ein geistreiches Intriguenstück nicht zu capiren. Dies gilt natürlich nicht von allen Zuhörern; denn ich habe von Vielen gehört, daß sie sich des tonangebenden Publicums bitter schämen. Aber von den Faiseurs und Lions des Theaters gilt es doch. Wie ist es auch anders möglich bei dem ganzen Wesen im hiesigen Theater? Mittelmäßige und saftlose Darstellung und halbes Hinhören des Publicums. Man ist gar nicht mehr auf eine strenge und genaue Aufmerksamkeit eingerichtet; man kommt zu spät, man schwächt, man lorgnnettirt; man lebt von einzelnen Brocken und Scenen; man hat keinen Sinn mehr für eine eigentliche Composition. Und nun erst die Kritik! — Am meisten wurde die Aufführung Rococos durch den unverständlichen, sich zum Marquis zierenden und Alles oberflächlich erlebigen Herrn Rott beeinträchtigt; und dieser erhält in der Wöpschen Zeitung die Palme von Herrn Gubitz! Wie soll es anders kommen? Die Leute sehen Jahr aus Jahr ein Nichts weiter als ihre manierirten Schauspieler; sie gehen am Ende in einen Dreck mit ihnen zusammen.

II.

Aus Wien. *)

Entsehung eines Professors. — Meißner und Liebig. — Nührende Demonstration. — Erste Vorlesung des Dr. Schrötter. — Hovens neueste Oper. — Prechtler und Kleist. — Italienischer Despotismus. — Die Censurpetition will die Journalisten ausschließen. — Moriz Hartmann und die Buchhändler. —

Wir haben in der letzten Zeit hier das seltene Schauspiel einer Studentendemonstration zu Gunsten eines in Ungnade gefallenem Professors erlebt, welche es verdient, in Erwähnung gezogen zu werden, weil der Betroffene in der wissenschaftlichen Welt eines bedeutenden Ansehens genießt und dazu ein Mann ist, der für die Lehrkangel ganz geschaffen scheint, was sicherlich nicht von Allen unserer Professoren gesagt werden kann. Es sind letztere oft tüchtige Männer

*) Verspätet.

von Fach, die aber zu jedem andern mehr Beruf besäßen, als zu etwelchem öffentlichen Vortrag. Dieser höhern Orts nicht unbemerkt gebliebene Mißstand hat auch die im vorigen Jahre ergangene Weisung erweckt, daß bei Besetzung der Lehrstühle fortan auch auf die Gabe der Rede besondere Rücksicht genommen werden solle, damit es nicht manchmal vorkomme, daß öffentliche Professoren durch vollkommene Undeutlichkeit und Stimmlosigkeit den Nutzen und die Würde der Lehranstalten bloßstellen. Professor Meißner, welcher an dem hiesigen polytechnischen Institut die Chemie docirte und sich durch die Aufstellung seines mit wunderbarem Scharfsinn organisirten Systems dieser im ewigen Fortschritt begriffenen Wissenschaft einen europäischen Namen errungen, besaß alle Eigenschaften, welche für einen öffentlichen Lehrer erforderlich sind, soll sein eignes Wissen Gemeingut seiner Zuhörer werden. Meißner hatte selbst jene seltene Begabung, die Trockenheit scientifischer Erörterungen durch launige Einfälle und geistreich witzige Bemerkungen zu würzen und jenes lebenswürdige Talent gutmüthiger Satyre, welche aufreißt, ohne zu beizen. Seine originelle Persönlichkeit war ein Magnet für die aus allen Theilen der Monarchie herbeiströmende Jugend, die in jenen Vorlesungen mehr lernte, als in manchen andern, obschon die Wände seines Auditoriums gar häufig von einem schmetternden Gelächter widerhallten. Er ähnelte in dieser Beziehung dem kaustischen Lichtenberg in Göttingen. Allein auch in einer andern Hinsicht theilte er das Schicksal jenes geistvollen Physikers, indem er gleich diesem die Feindschaft seiner Collegen sich zuzog, denn seine Kritik verschonte Niemand, sobald sich Einer wissenschaftliche Blößen gab und seine Freimüthigkeit war zu groß, um dann noch die Möglichkeit der Folgen und die Regeln der Klugheit gegen Höhergestellte zu beachten. Als plausible Ursache mußte die von Meißner zu Frankfurt am Main ohne hiesiges Imprimatur erschienene Broschüre gegen Liebig dienen und man beobachtete gegen den alten würdigen Mann so wenig Anstand, daß er mitten im Lehrkurs pensionirt wurde und ohne diesen vollenden zu dürfen, abtreten mußte. Wir können hier auf die Controversen zwischen Meißner und Liebig, der ihm die Antwort nicht schuldig geblieben ist, nicht eingehen, nur soviel scheint für jeden, der die Meißner'sche Broschüre gelesen, gewiß, daß der von ihm der neuern Schule und hauptsächlich dem berühmten Begründer der organischen Chemie gemachte Vorwurf, ohne tiefes und umfassendes Studium der Wissenschaft nach ihrem ganzen Umfang schnell auf specielle Untersuchungen überzugehen, um durch Analyse einiger Körper im Sturmschritt den sehr wohlfeil gewordenen Ruhm eines Entdeckers zu erobern, nicht ohne Grund ist und viele Autoritäten der Wissenschaft jetzt allzusehr dem Journallobe nachjagen.

Doch abgesehen von dieser dem Gebiet der Wissenschaft angehö-

rigen Polemik dünkte dem Publicum dieses rücksichtslose Verfahren gegen den achtungsgebietenden Greis, der zu den wenigen wissenschaftlichen Celebritäten des Vaterlandes gehört, allgemein sehr hart und man nahm durchweg Partei für den Gekränkten. Man hat vielleicht bei der Strafe grade einen öffentlichen Schritt thun wollen als warnendes, weithin klingendes Exempel. Aber die Menschlichkeit hätte der Politik weichen sollen und man hätte sich nicht gerade einen ehrwürdigen Greis als Opfer ausersuchen sollen. — Was die Polizei zu diesem auffälligen Schritte bestimmte, liegt vor Augen. Die Censurüberretungen haben sich in letzter Zeit gehäuft, denn wenn der Strick zu sehr gespannt ist, muß er reißen. Wahrhaft ergreifend fand ich seine Abschiedsvorlesung, wozu sich außer seinen gewöhnlichen Zuhörern noch eine bedeutende Anzahl früherer Schüler eingefunden hatte, wovon viele selbst schon bejahrte Männer und in Amt und Würden waren. Ich erblickte Staatsbeamte, Professoren, Stabsoffiziere und Pharmaceuten in dem dichtangefüllten Saale, der die Zuströmenden nicht fassen konnte. Als Meißner seine Abschiedsrede halten wollte und er die Rührung auf allen Gesichtern las, da erstickte die Stimme des Greises in Thränen und er flüchtete sich in das Laboratorium, um dem Andrang seiner Empfindungen nicht zu erliegen. Aber auch in dieses Asyl führten seine Schüler nach und er hatte, wie einst Blücher in England, nicht Arme genug, um allen denen die Hand zu drücken, die ihn Lebewohl sagen wollten. Weinend stand der greise Lehrer, der Priester der Wissenschaft, vor seinen Zöglingen, die eine 30jährige Wirksamkeit um ihn versammelte und er mußte endlich seine Freunde bitten, „sie möchten ihn nicht ganz zum Kinde machen.“ An zwei Abenden brachten ihm die Studenten Fackelzüge und es ist nur ein neuer Beweis seiner Bescheidenheit, daß er unter die Jugend hinabging und während er sich freundlich mit ihnen besprach, sie bat, die Fackeln auszulöschen, da man es an gewissen Orten übel auslegen würde. Der Nachfolger des Professor Meißner, Professor Dr. Schrötter von Gemy, welcher von dem Director der Anstalt, dem k. k. Regierungsrathe Prechtl, eingeführt ward, wurde von der erbosten Jugend mit allen möglichen Zeichen des Mißfallens empfangen und es war ihm ganz unmöglich zum Wort zu kommen. Selbst die Drohung militärischer Einschreitung blieb ohne Wirkung und die Scene schloß mit dem Auseinandergehen des Auditoriums; erst am zweiten Tage wußte sich die Geistesgegenwart des neuen Professors, dem ein feiner Takt nicht bestritten werden kann, Gehör zu verschaffen, doch erregte es ziemliches Mißvergnügen, daß Schrötter in jenem Vortrag das bisher als Grundlage dienende Meißner'sche System verließ, was mitten im Kurse die Anschaffung neuer kostspieliger Bücher nothwendig macht. Ueberhaupt wäre dieser Umstand im

Allgemeinen ein Punkt, welcher der Aufmerksamkeit der betreffenden Behörde werth ist, welche über die Vorlesungen eines Professors auch in dieser Hinsicht wachen sollte, wie sie es in anderer Beziehung thut, damit die Lehrbuchschreiberei einmal aufhöre, eine die Eltern und Vormünder brandschlagende Erwerbsquelle zu sein. — Im Hofoperntheater ging die dritte Oper des unter dem Namen Hoven in der musikalischen Welt wohlbekannten Staatskanzleirathes Vesque von Püttlingen in die Scene. Sie hatte hier ihren Namen gewechselt und hieß statt: Käthchen von Heilbronn „der Liebeszauber“. Leider war es aber nur der Titel, der verändert worden, und der Inhalt des Librettos blieb derselbe. In Frankreich besteht ein Gesetz, welches verbietet, das Sujet eines Dramas ohne Einwilligung des Autors für ein Textbuch auszubenten und Victor Hugo hat seinen Prozeß gegen den Verpfuscher des „Hernani“ auch glücklich gewonnen; in Deutschland ist man noch nicht so weit und diesem Umstande allein hat es Herr Prechtler, der fingerfertige Textfabrikant, zu verdanken, daß er mit heiler Haut davonkommt. Auch ist Herr Prechtler so klug, nur klassische Dramen von verstorbenen Dichtern für seinen Zweck zu erkiesen, denn die Werke eines Schiller oder Kleist sind leider viel zu unbekannt geblieben und verdienen es daher, dem deutschen Publicum in einer verbesserten Gestalt vorgeführt zu werden. Die Oper gefiel weniger, als die frühern (Jeanne d'Arc und Turandot) von demselben Componisten, was wohl in dem Umstande zu suchen sein dürfte, daß Hoven sich allzusehr in den Formen des oratorischen Styls zu bewegen liebt und aus Besorgniß, frivol zu werden, oft zu ernst wird. Könnte er sich entschließen, mehr dem innern Drange der eigenen Eingebung zu folgen, statt aus dem Repertorium seiner Studien musivische Arbeit zu machen und die schöpferische Subjectivität dem objectiven Begriff von dem Geiste deutscher Tondichtung unterzuordnen, so würde er ohne Zweifel in kurzer Zeit auf dem dramatischen Felde dieselben Erfolge erringen, die ihm als Lieberkomponist in der unbestrittensten Weise zu Theil geworden. Doch soll nicht vergessen werden, welche achtbarer Quelle die musikalischen Irthümer Hovens entspringen, sobald es sich um eine Opernpartitur handelt. Bekanntlich liegt die Leitung des Operntheaters hier in den Händen zweier Italiener, die Alles hassen, was an deutsche Tonkunst erinnert; selbst die überall so beliebten französischen Musikwerke finden da, mit Ausnahme Meyerbeers, selten Aufnahme. Von deutschen Opern finden wir nur Mozart, Beethoven und Weber, die man für gut hält, um Sonntags den patriotischen Pöbel damit zu regaliren, und endlich einige hiesige Compositeurs, die aber, wie Nikolai oder Proch, die deutsche Geschmacksrichtung abschwören müssen, wollen sie anders in diesem rein italienischen Schauspielhause Einlaß finden. Hoven, der kein Musiker von Profession und dem es gestattet ist, sei-

ner bessern Ueberzeugung zu folgen, fühlt sich nun in keiner Weise bewogen, dem despotischen Vorurtheil eines geldsüchtigen Impresario zu huldigen und seine Stellung erlaubt es ihm, nicht blos seinen eignen Weg zu gehen, sondern wohl auch den Eigensinn, der Andere ausschließen will, in Betreff seiner zu einer schmerzlich empfundenen Ausnahme zu zwingen. Während also unsere andern Componisten, oft gegen ihre innere Ueberzeugung, nach der Pfeife des Herrn Balochino tanzen müssen, setzt Hoven allein den Kampf der deutschen Kunstberechtigung gegen die welschen Verwalter muthig fort und weiß es dahinzu- bringen, daß von Zeit zu Zeit eine von ihm im deutschen Styl componirte Oper gegeben werden muß; doch hat sich diesmal, wie wir hören, der Director ausbedungen, daß ihm der Componist bei einer jeden Auf- führung eine bestimmte Einnahmsumme garantiren mußte, damit er bei der Beförderung deutscher Ehre nicht zu kurz komme. Soweit ist es also in der getreuen Haupt- und Residenzstadt gediehen, daß ein deutscher Londichter fortan die Direction bezahlen soll, statt die Direction den Londichter! Aus einem ganz natürlichen Gefühl des Widerstandes gegen die grassirende Italomanie geräth nun häufig Hoven in Händel'sche Reminiscenzen, blos um das wieder gut zu machen, was das ganze Jahr hindurch verdorben wird; um der Süß- lichkeit und dem leeren Singsang entgegenzuarbeiten, verfällt er dann nicht selten in altdeutsche Methode, und nur wenn man Hovens drama- tische Musik als Reactionswaffe betrachtet, kann man sie gerecht beurtheilen.

Sie haben ohne Zweifel von der Petition, welche von den acht- barsten hiesigen Schriftstellern gegen die bisherige Censurverwaltung vorbereitet wird, in den Zeitungen gelesen. Ich wollte Ihnen so lange nicht schreiben, bis nicht der gewählte Ausschuß den Entwurf der Pe- tition zur Prüfung und Unterschrift gefördert hat. Dies ist nun wirklich geschehen und die von dem Autor ausgearbeitete Witschrift an den Kaiser wurde in den letzten Tagen im Salon des Hofraths Hammer-Purgstall von den eingeladenen Schriftstellern einstimmig an- genommen und unterzeichnet. Das Comité bestand aus dem k. k. Hofrath Janull von der obersten Justizstelle, der seit Jahren mit der Ausarbeitung des neuen Criminalgesetzbuches beschäftigt ist, dem Pro- fessor Dr. Stubenrauch, dem Advocaten Hye, dem bekannten Physiker, Hofrath Baumgärtner, dem berühmten Botaniker Endlicher und dem Dichter Bauernfeld. Der Letztere entwickelte als Mitglied des Comité's auch die größte Thätigkeit und lieferte auch die meisten Data zur juri- stischen Begründung der Klage gegen den bestehenden Presszwang, der mitunter so weit geht, daß der Autor seine bei der Censurbehörde ein- gereichten Manuscripte gar nicht mehr zurückerhält. Die Tendenz der Petition geht auf Organisation eines geregelten Rekursweges nach dem

Muster des preussischen Obergerichtes und auf Erneuerung des Pressgesetzes von 1808, das im Vergleich zur gegenwärtigen polizeilichen Ofservanz beinahe Pressfreiheit gewährt. Bei der Discussion über die Annahme des Petitionsentwurfs entspann sich ein Meinungskampf, der sehr wichtig und bezeichnend ist für die Minorität der Versammlung, die sich nämlich dahin aussprach, daß die Journalisten von der angesuchten Presserleichterung ausgeschlossen bleiben sollten. Diese Ansicht ist indeß zur Ehre der hiesigen Schriftstellerwelt einer gesündern Anschauung der Dinge unterlegen, welche weiß, wie ohnmächtig der Leib der Literatur bleiben muß, wenn man ihr die Füße bindet, von denen ihre Verbreitung und ihre Popularisirung abhängt. Es ist charakteristisch, daß diese Minorität nicht etwa aus Hochgelehrten bestand, denen oft vor der journalistischen Oberflächlichkeit schaudern mag, sondern lediglich aus einem Häufchen Dramatiker, deren verfehlte Producte nicht die gehofften Lantien abwarfen und welche einen unverhältnißlichen Groll auf die Tagespresse hegen.

Den unter dem hussitischen Titel: „Schwert und Kelch“ erscheinenden Gedichten von Moritz Hartmann ist es widerfahren, in den Buchläden confiscirt zu werden. Diese Praxis ist hier neu, denn bisher mußten derlei Bücher wieder in's Ausland zurückgesendet werden, aber niemals gingen sie in den Besitz der Polizeigewalt über. Man will durch dieses neue Verfahren die auswärtigen Buchhändler vor derlei Bücherfundungen abschrecken, indeß haben sich die hiesigen Buchhandlungen bei der Behörde verwendet, damit ihnen eine amtliche Bestätigung der weggenommenen Exemplare ausgehändigt werde, um sich bei ihren Commissionären des Ausfalls wegen rechtfertigen zu können.

III.

Aus Prag.

Die gemischten Ehen in Ungarn und in Böhmen. — Unterrichtswesen. — Der Bischof von Leitmeritz contra Professor Erner. — Der Erzbischof. — Frankreich und Böhmen. — Katholische Gegenwart und reformistische Vergangenheit. — Der Rongesche Brief und die Polizei. — Alfred Meißner und Buchhändler Reclam. — Die Sattundrucker. — Maschinen und Petitionen. — Falsche Deconomie politique.

Immer mehr Bestätigung findet das Gerücht, es werde das Gesetz über die gemischten Ehen in gleich liberaler Fassung wie für Ungarn auch für Böhmen und die übrigen Erbstaaten erlassen werden. Seit dem Gesetz über die Reduction der Militärzeit überläßt man sich bei uns wieder frischen Hoffnungen, Reformen in der vielfachen veralteten Legislatur eintreten zu sehen. Das Gesetz, welches die gemischten Ehen

fortan ohne Schwierigkeit möglich machen würde, ist zwar für das fast durchgängig katholische Böhmen von keiner solchen Wichtigkeit als für das zwischen Protestanten und Katholiken getheilte Ungarn. Indessen würde es den Beweis liefern, daß der Staat sich von dem Verlangen des römischen Clerus zu emancipiren weiß, wenn jenes mit dem Verlangen der Zeitumstände in Widerspruch steht. Hat Oesterreich auf diese Weise sich wieder gefunden, so ist auch für eine Umgestaltung unseres Unterrichtswesens eine neue Bahn zu hoffen. Diese veralteten Schul- und Universitätsmethoden, die mehr als alles Andere die Ursachen sind, weshalb Oesterreich immer im Hintertreffen deutscher Intelligenz steht, werden hauptsächlich durch den Einfluß der Consistorien in ihrer unbeweglichen Form erhalten. Jeder Fortschritt des freien Geistes ist diesen Herrn ein Gräuel. Die österreichische Philosophie steht doch eben nicht im Rufe allzugroßer Geistesemancipation. Nichts destoweniger hat der ehrwürdige Bischof von Leitmeritz gegen den Professor der Philosophie an der hiesigen Universität Herrn Dr. Erner eine Klage erhoben, die seine Prinzipien als dem religiösen Geiste zuwider schilderte. Dr. Erner, der allerdings mehr als ein gewöhnlicher Herbersteinianer und ohnstreitig der bedeutendste philosophische Lehrer in ganz Oesterreich ist — soll, als ihm die Klage bekannt wurde, gesagt haben: sie wollen wohl einen Kapuziner Philosophie vortragen lassen? Indessen hatte er die Genugthuung, daß man in Wien besser gegen ihn verfuhr als gegen Bischof in Tübingen verfahren wurde. Seine Hefte, die er zur Prüfung vorlegte, wurden von der Oberhofstudiencommission vollständig approbirt und die bischöfliche Beschwerde ad acta gelegt. Wenn es wahr ist, daß der Präsident der Hofstudiencommission, Baron von Willersdorf, die Leitung des Censurwesens erhalten soll, so wäre der Ernersche Fall von guter Vorbedeutung. Daß die Beschwerde von Leitmeritz und nicht von Prag ausging, beweist, wie sehr unser hochwürdiger Fürst-Erbischof den Ruf eines klugen Staatsmanns und aufgeklärten Kirchenfürsten und die Beliebtheit, die er genießt, auch wirklich verdient. Der ganze Fall erinnert an ähnliche Vorgänge in Frankreich, wo die Angriffe auf die Universität gleichfalls von den Bischöfen der Provinz ausgehen*). Will der hochwürdige Bischof von Leitmeritz etwa die Rolle des Bischofs von Chartres übernehmen? — Wenn man übrigens in deutschen Zeitungen von Uebertritt oder Anmeldung böhmischer Geistlichen zur deutsch-katholischen Kirche spricht, so ist dieß eine bloße Zeitungsrede. Sie wissen, ich bin, obgleich ein guter katholischer Christ, doch nichts weniger als ein Rückschritts- und Mitternachtsmensch. Um so eher werden Sie mir glauben, wenn ich Sie versichere, daß man hier so wie in ganz Böhmen der kirchlichen

*) Mutatis mutandis!!!

Die Neb.

Bewegung, die jetzt ganz Deutschland durchzieht, vollständig ferne steht. Allerdings ist die Censur sorgsam bemüht, alle Nachrichten und Raisonnements ferne zu halten. Aber die Censur ist hier wie in den meisten Dingen eine überflüssige Person. Wo der römisch-katholische Glaube so tiefe Wurzeln geschlagen hat wie in Böhmen, da ist auch ohne Censur kein Umschlagen zu erwarten. Böhmen ist ein bekehrtes Land und Bekehrte sind allenthalben die exaltirtesten. Die Bekehrung Böhmens ist zwar von Ferdinand II. und seinen Schergen mit Feuer und Schwert zu Stande gebracht worden; aber Blut ist ein fester Kitt. Eine Nation, deren Geschichte den Weg zum römischen Christenthume durch Hussiten- und Reformationszeiten durchgemacht hat, deren glänzendsten Namen keiserlichen Glaubens waren, deren reichstes Stück Historie in die Zeit ihres Widerstands gegen Rom fällt, die an Hus und Hieronymus nicht minder große Männer besitzt als Deutschland an Luther und Melanchthon, die auf hundert Blättern ihrer Vergangenheit Zündstoff findet, um gegen Rom sich zu erhitzen und bei All dem doch unter den eifrigsten katholischen Völkern steht — einer solchen Nation sitzt die Wurzel ihres Cultus zu tief im Herzen, um eine Lösung einzelner Theile erwarten zu können — auch ohne Censurbenormung. Man braucht bloß ein Mal einen Johannis tag in Böhmen gesehen zu haben, um einen Thermometer für den Hitzegrad des böhmischen Katholicismus zu erhalten. Der Rongesche Brief hat übrigens trotz aller Polizeimaßregeln in Böhmen eben so gut Zutritt gefunden, wie die ausländischen Waaren trotz unserer Finanzwache eingeschmuggelt werden. Er soll in vielen tausend Exemplaren à 1 Kr. C.-M. in böhmischer und deutscher Sprache verkauft worden sein und die Polizei erst spät davon Nachricht erhalten haben. Die Regierung, erzählt man, habe hierauf den Brief in der erzbischöflichen Buchdruckerei selbst drucken lassen, um ihn an die verschiedenen Aemter zu versenden, mit der Weisung, jedes ähnlich lautende Exemplar, das man in Circulation fände, sogleich zu confisciren und über dessen Ursprung eine Untersuchung wegen Censurumgehung einzuleiten. In Folge dieser Maßregel sollen jedoch viele Abschriften ins Publicum gekommen sein.

Wenn man mit dem Gerücht sich trägt, es seien Censurerleichterungen auf dem Wege, so verspüren wir hier noch blutwenig von diesen Wegen. Die ungewöhnliche Strenge, mit der man erst in der letzten Zeit die Beschlagnahme von Hartmann's *Reich und Schwert* bewerkstelligte, ist Ihnen bekannt. Ein anderer junger hiesiger Dichter, Alfred Meißner, der seine Gedichte gleichfalls in Leipzig erscheinen ließ, ist nun auch einer Untersuchung ausgesetzt. Die meisten dieser Gedichte sind zwar der hiesigen Censur bereits, als sie in österreichischen Journalen erschienen, unterlegt worden; aber einige andere, socialistischer Natur, die trotz des hier verweigerten Imprimatur doch

in der Sammlung figuriren, sind ein Gegenstand der Anklage geworden. Der junge Dichter hat zwar einen Brief seines Verlegers Neclam vorgezeigt, aus dem hervorgeht, daß Meißner bei Absendung des Manuscripts die prohibirten Gedichte durchstreichen und ihren Abdruck sich verbeten habe und daß dieselben bloß durch einen Fehler des Setzers mit ins Buch geschlüpft seien; indessen will man diesem Briefe keinen rechten Glauben schenken, besonders da Herr Neclam ohnehin hier nicht mit rosenfarbener Dinte angeschrieben steht. Wahrscheinlich wird über diesen Gegenstand erst nach Wien referirt werden. Glückliche Papierfabriken Oesterreichs, was für herrliche Geschäfte dankt Ihr aber den Veranlassungen, die so viel hin und herzuschreiben geben. Ihr werdet Großhändler durch Verbrauch im Kleinen. —

Man war in letzterer Zeit etwas besorgt über die Möglichkeit einer neuen Bewegung unter den hiesigen Cattundruckern. Von den 1400, welche unsere Hauptstadt zählt, sind gegen 200 ohne Beschäftigung. Die Polizei hat ein Namensverzeichnis dieser brodlosen Drucker an alle hiesigen Fabriken geschickt und die Bitte hinzugefügt, man möchte denselben wo möglich Beschäftigung geben. Allein der Winter ist für die Cattunfabriken immer die schlechteste Zeit und die ungewöhnliche Ausdauer des diesjährigen erhöht noch das Uebel. Beiläufig gesagt, was Ihr Wiener Correspondent (in Nr. 10) von dem commandirenden General Fürsten von Windischgrätz erwähnte, ist nicht ganz richtig. Die Wiener Hofstellen haben das Verfahren des Commandirenden, sowie des Stadthauptmanns bei den Arbeiterunruhen, vollständig gebilligt und letzterer ist nicht „verfest“, sondern befördert worden. Daß es zum Aeußersten kam und Schüsse fielen, soll gegen die Ordre des Commandirenden und nur eine Nothwehr des Militärs gewesen sein, dessen Offiziere überdies zur Rechenschaft gezogen wurden. Die Petition der Drucker war übrigens ein dialectisches Meisterstück, sie wußten so plausible Gründe gegen den Gebrauch der Perrotinen anzugeben, daß die Regierung selbst einen Augenblick stugte. Ihr Raisonement lautete dahin: die Prager Fabrikanten können die Perrotinen um so leichter entbehren, als sie durch das Prohibitivsystem vor der ausländischen Concurrnz und ihrer Einwirkung auf die Preise geschützt sind, die Maschinen werden daher bloß deshalb benutzt, um wohlfeil zu erzeugen, ohne darum minder theuer zu verkaufen. Die Fabrikanten antworteten jedoch hierauf: daß Oesterreich wohl durch das Prohibitiv-System zollamtlich vor der Einfuhr ausländischer Waare geschützt ist, daß aber der Schmuggel-Handel darum nicht minder besteht. — Werden die Perrotinen verboten, und stellt sich hierdurch der Erzeugungspreis im Inlande theurer als im Auslande, so wird hierdurch nur der Schmuggelhandel, dem man ohnehin weder in Böhmen noch in Italien zu steuern vermag, noch mehr angeregt. — Man weiß z. B., daß Teyplitz ein Nest von Cattun-Schmugglern ist,

daß Italien seinen Bedarf an Cattunen größtentheils aus England und Frankreich bezieht, weil insbesondere die englischen Cattune unserer Perrotinen ungleich billiger als die inländischen sind, abgesehen davon, daß die Fabrikation in England auf einer höheren Stufe steht. — Aber angenommen, daß der Schmuggel verhütet werden kann, bieten nicht die vielen österreichischen Provinzen genug Concurrnz? — Die größte Fabrik in Prag hat zwei Perrotinen, und schon in Wien haben ungleich kleinere Fabriken fünf Perrotinen! — Wie könnte Böhmen die Concurrnz mit Oesterreich und mit anderen Landesfabriken aushalten! Und kommt denn das Interesse der Consumenten gar nicht in Anschlag? Gesezt, alle Perrotinen würden in Oesterreich abgeschafft, dann würde der Preis der Waaren unverhältnißmäßig steigen und dreißig Millionen Staatsgenossen müßten zu Gunsten einiger Haufen Drucker eine unerhörte Steuer zahlen, oder ihre Bedürfnisse an Kleidung mindern. Unter diesen Consumenten sind übrigens noch viel ärmere Leute als die Drucker sind! Und was würde aus den Fortschritten unserer Industrie, aus unseren Hoffnungen, dem Zollvereine uns anschließen zu können, wenn wir plötzlich die Maschinen einstellen und um ein halbes Jahrhundert zurückgehen müßten?

R. v. W.

IV.

Notizen.

Millionäre und Literaten. — Von Hannover nach Braunschweig. — Neue Art von Inhabern. — Thiers und seine Verbreitung. — Heine und die Franzosen. — Ein deutsches Blatt in Belgien. — Ein russisches ben trovato. — Noch eine russische Anekdoten. — Programm zum „Berrienen von Destroy.“ — Die rheinische Eisenbahn. — Der Eremit von Gauting. — Verbot der sächsischen Vaterlandsblätter in Preußen. — Nur langsam. — Sander.

— Herr E. G. Frege, einer der reichsten Finanziers in Leipzig, hat recht liebenswürdig geschriebene Reiseerinnerungen, unter dem Titel: Genrebilder aus Paris im Sommer 1844 herausgegeben. Man findet jetzt so oft, daß irgend ein Millionär unter die Schriftsteller geht. Warum nehmen diese nicht Revanche? Warum hört man nie, daß ein Schriftsteller unter die Millionäre gegangen ist? —

— (Aus einem Privatschreiben.) „Die Reisenden, die von Minden über Hannover nach Braunschweig reisen, müssen nolens volens ganz durchdrungen werden von der deutschen Einheit. Man begnügt sich nicht mehr, die Koffer und Hutschachteln in Minden zu plombiren, um sie dann in Braunschweig öffnen zu lassen, sondern die preussischen Zollbeamten durchstechen alle Koffer, um eine Schnur durchzuziehen und die Plombe mit deutscher Gründlichkeit aufheften zu können. Ich hatte einen ganz neuen englischen Koffer mit und bat dringend, die Plombirung vorzunehmen, ohne den Koffer zu zerstören. Aber all mein Sträuben war umsonst,

5 *

die Pfieme wurde unbarmherzig durch das Leder durchgebohrt. Hannover und der Zollverein spielen Dthello und Desdemona und ein unschuldiger Koffer wird erstochen."

— Der Buchhändler Mayer in Hildburgshausen kündigt in den Zeitungen an, daß er die Concession zur Gründung einer deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie erhalten habe, von der das Aktienkapital zwei Millionen Thaler beträgt. Dieser Aufruf trägt die sonderbare Unterschrift: J. Meyer, Begründer und Inhaber der deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie. Wir wußten nicht, daß es, wie Regimentsinhaber, auch Compagnie-Inhaber gebe.

— Man nimmt an, daß von Thiers Geschichte des Consulats in Frankreich, Belgien und Deutschland an 60,000 Exemplare gedruckt werden. Die Bestellungen, die eine einzige Nachdruckerfirma in Belgien (Wahlen) erhalten hat, betragen schon allein das Sechstel dieser Zahl.

— Die letzte so eben erschienene Novelle von Balzac ist Heinrich Heine gewidmet. Balzac nennt darin den Dichter der Reisebilder den würdigsten Repräsentanten französischen Geistes in Deutschland und deutscher Poesie in Frankreich. Die französischen Schriftsteller sind überhaupt sehr galant gegen diesen liebenswürdigen deutschen Trozkopf. Theophile Gautier, der den Stoff seiner mit so vielem Glücke gespielten Feerie „die Willis," einem Heine'schen Gedichte entnommen hat, beendete sich dafür in einem Feuilleton der Presse, das Heine die geistreichsten Schmeicheleien sagt. Da ich nicht weiß, beginnt Gautier, in welcher Gegend der Welt Sie sich jetzt befinden, so wähle ich als sicherstes Mittel, daß mein Dank Sie erreiche, das Feuilleton einer Zeitung u. s. w. Im Laufe dieses Frühlings wird die Revue des Deux Mondes: Briefe über Deutschland von Heine bringen.

— Herr Lewald, der auf unsere offene und ehrliche Polemik Nichts zu antworten wußte, sucht in einem unterdrückten Reifen sein Heil, und sticht mit seinem Zahnstocherkel in jedem Hefte ein klein wenig nach den Grenzboten. Dieses Vergnügen wollen wir ihm eine Zeit lang gönnen. Altweiberzänkereien sind unsere Sache nicht. Wenn Herr Lewald daher die angekündigte Erscheinung eines neuen deutschen Blattes in Belgien zu einem Ausfall benützt, um den Grenzboten das Aufgeben ihres ursprünglichen Zweckes vorzuhalten, so antworten wir hierauf bloß, weil es eine Ehrensache betrifft. Das neue (halb deutsche — halb flamändische Blatt), welches in Brüssel wieder projectirt wird, hat einen hochstehenden Justizbeamten zum Begründer, der zufälliger Weise ein inniger Freund des Redacteurs der Grenzboten ist.

Es ist Herr Vicepräsident D., ein leidenschaftlicher Verehrer deutscher Literatur und Gesittung. (Er hat unter dem Namen *Wandenhoven* vor Kurzem eine Broschüre herausgegeben, in welcher er den Flämändern rath, ihre Sprachfrage wo möglich unter deutschem Gesichtspunkte aufzufassen). Nachdem das Vlaemisch Belgie gescheitert, faßte er den Plan, ein Wochenblatt zu begründen, das halb in deutscher, halb in flämändischer Sprache die Flämänder gewissermaßen zwingen soll, deutsch zu lesen. Bei meinem letzten Aufenthalt in Brüssel, vor ohngefähr drei Monaten, besprachen wir die Tendenz und den Inhalt des neuen Blattes, für welches provisorisch der Titel „Deutsch Belgien“ bestimmt wurde; ich meinerseits verpflichtete mich, dem Blatte alle Monate Uebersichten deutscher Urtheile über Belgien einzusenden. Möge das Project dieses Blattes bald eine Wirklichkeit werden. Ob Herr Wolf zum Redacteur desselben ernannt wird, ist unbestimmt; jedenfalls würde seine Kenntniß des Flämändischen ihn ganz dazu qualifiziren. Wir hätten von dieser Angelegenheit, so lange sie nicht reif ist, nicht gesprochen, wenn wir nicht dazu veranlaßt worden wären. —

— Ein *ben trovato*, welches die russische Justiz treffend persifliert: Ein russischer Soldat nahm einem armen Juden seinen Pelz. Der Jude beklagte sich beim Hauptmann. Wer hat Dir den Wolfspelz genommen? fragte der Hauptmann erzürnt. — Iwan Iwanowitsch war's, sprach der Jude zitternd. — Wie ist das möglich? rief der Hauptmann; der ist ja ein braver Soldat! Er ließ den Soldaten kommen und befragte ihn. Ja wohl habe ich den Wolfspelz dem Juden genommen, sagte Iwan Iwanowitsch ruhig, aber ich war dazu vollkommen berechtigt. Ich habe den Pelz erkannt. Auf den Wolf, dem er früher gehörte, habe ich einmal geschossen; ich weiß die Stelle genau, wo ich ihn getroffen. Er lief freilich davon, doch der Pelz gehörte mir, da ich doch auf ihn geschossen. — Dagegen war Nichts einzuwenden und der Soldat wurde freigesprochen; der Jude aber kam nicht so leichten Kaufs davon. Er hatte nicht nur seinen Pelz verloren; er mußte noch eine bedeutende Geldstrafe zahlen, dafür, daß er sich an kaiserlichen Sachen vergriffen. Denn ein von einem Soldaten geschossener Wolf ist Eigenthum des Soldaten und mithin, da alle einem Soldaten gehörigen Effecten der Krone gehören, Eigenthum des Kaisers.

— Jemand stand in St. Petersburg an der Statue Peters des Großen mehrere Tage lang zu einer bestimmten Stunde in Nachdenken verloren. Der Kaiser, der dort öfters vorbeigeht, bemerkte den Mann und fragte ihn, worüber er so tief nachdenke. Ich möchte wissen, war die Antwort, warum der große Peter einen Arm gegen den Justizpalast, den andern gegen das Meer ausgestreckt hat. — Dies bedeu-

tet, sagte der Kaiser, daß Peter zugleich Beschützer der Gerechtigkeit und des Handels gewesen. — Und ich meinte immer, erwiderte der Fremde darauf, Peter habe andeuten wollen, wer hier mit der Gerechtigkeit zu thun habe, möge sich lieber dort in's Meer stürzen!

— Man hört nicht selten Klagen, der Schauspielersstand sei ein wirklicher, legitimer Stand, ein ehrliches, philistritisches Gewerbe geworden; die Hoffchauspieler sind Beamte, die aber nicht auf disciplinarischem Wege abgesetzt werden können; die Theaterintendanten sind Diplomaten, die Helbenspieler sind mimische Denker und die Souffleure wenigstens Journalisten. Schauspielerinnen und Sängerinnen gehen auf die Bühne, um desto eher einen soliden Bräutigam zu bekommen, und die ambulanten Truppen wollen Tantieme zahlen! Kein genialer Leichtsin, keine naive Unwissenheit mehr unter dem Volk; es hat diese reizenden kleinen Untugenden, wie die Bosheit flüstert, dem modernen Geschlecht der sogenannten Literaten vererbt. Wir wissen nicht, ob es, namentlich was den Mangel an Unwissenheit und die ambulanten Tantiemen betrifft, wirklich damit so schlimm steht. Jedenfalls aber muß es ein Trost sein, zu hören, daß jenes goldne Zeitalter deutscher Schauspielkunst noch nicht ganz erloschen ist, sondern sich blos in idyllischere Gegenden zurückgezogen hat, zu den „unschuldigen Thraciern“, unter die halbhellenisirten Sarmaten und Slowaken nämlich in den stillen Thälern Rübezahls und der Karpathen, auf die nun der alte Theaterzeus mit Zufriedenheit herabschauen mag. Wir legen, zum Beweise, ein ergötzliches Proßchen bei: das Programm zu Nestroy's Zerrissenem, von der sinnreichen Hand eines Theaterdirectors in einer großen österreichischen Provinzialstadt verfaßt. Aus dem Styl kann man auf die Gesellschaft schließen. „Program. Unter dem Namen Zerrissene glaubt das Publicum eine in Lumpen dargestellte Person zu erblicken, jedoch ist es nicht an dem; das Product unseres genialen Dichters Nestroy ist einzig in seiner Art und die Handlung desselben folgende: „Der Zerrissene,“ ein Mensch übermüthiger Laune durch Reichthum ist mit sich selbst zerrissen, da ihm nichts genügt, nämlich Herr von Lips, jovialisch=tragisch tritt Meister Gluthhammer hervor, der Herrn von Lips durch das ganze Stück hindurch tragisch=komisch parodirt; die Haupttendenz des Stücks ist ein vermeinter Mord zwischen Herrn von Lips und Gluthhammer, der zum Schluß des Stücks gütlich beigelegt wird. Um weiter etwas darüber zu sagen, wäre Ueberfluß und bittet um geneigten Besuch Dero ergebenster C. D. Theaterdirector.“

— Man schreibt uns aus Cöln: Alle unsere Posten sind in Verwirrung. Die Briefe aus Berlin, Paris und Belgien kommen in Verspätungen von zwei Tagen an; wären wir nicht sicher, daß

von Berlin aus Nichts zu erwarten ist, was der Mühe werth, so könnten wir über dieses Abgeschnittensein von unserer „Metropole“ ganz trostlos werden. Glücklicherweise ist Berlin für Preußen keineswegs dasjenige, was Paris für Frankreich ist; unsere Rheinprovinz hat Gott sei Dank ein Leben für sich und so können wir uns über das Ausbleiben der Post, die uns von Berlin aus nur über die Constitution — der Jenny Lind Nachrichten bringt, schon trösten. Uebrigens haben wir diesen Winter die Erfahrung gemacht, daß es Fälle gibt, wo die Eisenbahn den Postenlauf verzögert, statt beschleunigt. Sonst ging die Staffette mit den Briefen sogleich ab, wenn sie ankam, jetzt muß sie den nächsten Convoi abwarten, wenn sie um eine Viertelstunde zu spät ankommt. Dieß dauert mehrere Stunden und da bei dem dichten Schnee fast kein Zug ohne Verzögerung oder einen kleinen Unfall davonkommt, so zeigt sich der fliegende Dampf langsamer als das trotende einpännige Wägelchen. Die Fabel von der Schnecke und dem Roß findet hier ihre Anwendung. Unsere Rheinische Eisenbahn läßt überhaupt viel zu wünschen übrig. Da größtentheils nur ein Geleise liegt, so sind Verzögerungen und Unfälle unausbleiblich. Zudem zeigen sich jetzt alle ihre Locomotiven als zu schwach construiert, es sind seit Kurzem nicht weniger als drei zerbrochen, was bei dem ziemlich sparsamen Material, das die Gesellschaft besitzt, ein großer Ausfall ist. Nichtsdestoweniger hat grade der strenge Winter, der die Einnahmen anderer Eisenbahnen minderte, die der Rheinischen um mehr als 60,000 Thaler erhöht. Dadurch nämlich, daß der eisbedeckte Rhein für die Schiffe unzugänglich ist, schlägt der ganze englische Güterzug, statt zu Wasser den Rhein hinauf zu gehen, den Schienenweg ein. Die Rheinische Eisenbahngesellschaft hat sich auch deshalb genöthigt gesehen, drei neue Locomotiven vom stärksten Kaliber zu bestellen.

— Der Eremit von Gauting, der bekannte greise Sonderling, soll auf dem Sprunge sein, einen Abstecher nach Marocco zu machen. So meldet eine Zeitung aus Münster. Die Nachricht ist ohne Zweifel von Wichtigkeit. Der Eremit hat schon früher in die Welthandel eingegriffen und dem Kaiser von Rußland ein unfehlbares Recept zur Vernichtung der Eischerkessen mitgetheilt; die Wirkungen sah man im vorigen Sommer. Wer weiß, was er gar dem Kaiser von Marocco zu sagen hat. Rußlands Sieg im Kaukasus wäre gewiß von Wichtigkeit; aber wie erst, wenn der Eremit den Kaiser aller Maroccaner die Kunst lehrte, binnen vierundzwanzig Stunden sämtliche Franzosen zu fressen! Denn nach Dem, was der greise Baron zu äußern pflegt, würde er im Abendland eine ganz andere Politik befolgen als im Morgenland. Darin wäre er nicht bloß barock, sondern so diplomatisch, wie mancher ernsthafte Staatsmann. Man freut sich, wenn im

Osten die „Civilisation“ über die „Barbaren“ siegt; und man lacht, wenn im Westen die „Uebercivilisation“ von den „Naturkindern“ geschlagen wird.

— Den sächsischen Vaterlandsblättern ist in Preußen der Postdebit entzogen worden. Das ist so viel wie ein indirectes Verbot. Man schließt daraus, Preußen wolle jetzt doch, wenn auch nur mittelbar, der deutschkatholischen Bewegung Einiges in den Weg legen. Es ist zwar unmöglich anzunehmen, daß die letzten Aeußerungen Hengstenberg's über Ronge die innerste Meinung des Cabinets ausdrückten; allein man weiß keine andere Erklärung für die erwähnte Maßregel, da die sächsischen Vaterlandsblätter seit geraumer Zeit sich fast nur mit den religiösen Angelegenheiten beschäftigt haben. Aus ähnlichen Gründen ist ja auch in Baiern der Deutschen Allgemeinen Zeitung die Versendung durch die Post nicht mehr gestattet. Und eben so hat man in Sachsen der kirchlichen Agitation ein Paar kleine Zügelchen angelegt.

— Die officiellen Zeitungen in Deutschland sind immer noch ein Muster von jenem deutschen Patriotismus, den sie so geläufig preidigen, und der in nichts Anderem besteht, als in wahrer innerer Freiheit und Gleichgiltigkeit gegen alle deutschen Interessen. Im alten Schlendrian fühlen sie sich so würdig, so besonnen, so solid! Wir wissen ein hier am Orte viel gelesenes Blatt, welches die neuesten Nachrichten aus Paris und die spätesten aus Deutschland bringt. Da kann man z. B. in einer und derselben Nummer lesen: Paris, den 22. März, München, den 16. März, Dresden, den 12. März, Wien, den 2. März u. Wir wissen nicht, was an dieser Langsamkeit, gerade in deutschen Dingen, Schuld ist, das officiële Deutschland oder seine Blätter. Bezeichnend ist es jedenfalls.

— Ueber den kleinen deutschen Kammern schwebt ein trauriger Stern. Die größten Erfolge, die sie in allgemeineren Dingen haben können, sind — eine Demonstration; der Ruhm, daß ein Paar Deputirte vergebens muthig gesprochen haben u. s. w. Auch Das wird ihnen geschmälert. Die Paar kühnen Redner werden ausgebissen, wie Jordan, oder sie treten zurück, wie die meisten Mitglieder der württembergischen Opposition, oder sie sterben ab. Die badische Kammer hat einen schweren Verlust durch Sander's Tod erlitten. Noch steht ein kleines Häuflein: Isenstein, Baffermann, Welcker, Mathy.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.